

fehlt die Bibel und die zehn Gebote mobil gemacht. Das nennt man den „neuen Kurs“.

Der Gerichtshof hat gesprochen und Aylward ist vier Monaten Gefängnis verurteilt. Wir können über den Angeklagten und den Richter, aber Aylward und über den Fortschrittler nur das Urtheil fällen, welches die Donna nach der Disputation in der Aula zu Toledo fällt, wie da sagte:

„Und wer Recht hat, weiß ich nicht, Doch es will mich schier bedünken, Daß der Rabbi und der Wüch, Daß sie alle beide stinken.“

Deutscher Reichstag.

101. Sitzung vom 20. Februar 1892.

Die zweite Beratung des Telegraphen-Gesetzes wird fortgesetzt mit der gestern abgebrochenen Debatte über § 7a (Anlagebeschränkungen bei Gefahr der Störung konkurrierender elektrischer Leitungen).

Der Abg. Dr. von Bar und Gen. beantragen folgende Fassung: „Telegraphen- und Telephonanlagen müssen, sofern eine Störung anderer elektrischer Leitungen oder durch andere solche Leitungen zu befürchten ist, so eingerichtet sein, daß sie gegen die Einwirkung anderer benachbarter Leitungen in sich selbst geschützt sind, vorausgesetzt, daß auch diese Leitungen den in letzterer Beziehung zu erhebenden Ansprüchen genügen.“

Abg. Spahn (Str.) beantwortet einen Antrag Aylward's, daß die Frage der Möglichkeit des Selbstschutzes beiseite lasse, aber dem praktischen Bedürfnis entgegenkomme.

Abg. Graf von Arnim (L.) tritt für den Kommissionsbeschluss ein. Ein Selbstschutz sei nicht möglich; Störströmungen würden immer andere Leitungen stören. Die Telegraphenverwaltung werde die Befehle und sonstigen allgemeinen Interessen nach Möglichkeit berücksichtigen. Die Elektrifizierungsarbeiten dürften auf Kosten der Allgemeinheit keine besonderen Vorteile verlangen, denn sie befinden sich nicht in einer Notlage, wie z. B. die Landwirtschaft.

Abg. von Strombeck (B.): Die Telegraphenverwaltung hat zwei in der Theorie beruhende Erklärungen abgegeben, daß sie der Privatindustrie keine Nachteile zufügen wolle. Dieser Theorie steht aber eine beachtenswerte Praxis gegenüber. Wie in Breslau hat auch in Dresden die Postverwaltung verlangt, daß der betreffende Unternehmer sich den allgemeinen Bedingungen unterwerfe, welche die Ober-Postdirektion über Starkstromleitungen aufgestellt hat.

Staatssekretär von Stephan: Der Fall in Dresden paßt hier nicht her; dort gibt es ein Gesetz, auf Grund dessen die Ober-Postdirektion ihr Verlangen gestellt hat. — Der Verwaltung liegt es ganz fern, der elektrischen Industrie Schwierigkeiten zu bereiten. Man führt in dieser Hinsicht einen Kampf gegen Windmühlen. Alles will jetzt von der Elektrifizierung leben, bald wird es mehr Menschen geben, die von ihr leben wollen, als solche, die ihrer bedürfen. Einer der Hauptverderber der Bewegung ist Frankfurt am Main. Von dort aus führt man Wanderausstellungen auf Reisen, diese kommen in die elektrischen Vereine und stören dieselben in ihrer ruhigen Arbeit; dieser verwerflichen Wirkungen muß entgegengetreten werden. Die Telegraphenverwaltung ist keine Partei; es handelt sich nicht um Verletzung der Rechte der Gesamtheit zu Gunsten Einzelner, sondern gerade das Interesse der Steuerzahler soll gewahrt werden. Gegen Herrn Siemens bemerkt ich zunächst, daß die Kraft elektrischer noch sehr theuer ist. Mit der Verminderung, die wir ja alle wünschen müssen, hat es noch gute Wege. Diejenige Verwirklichung, welche die Kraft zum Gemeingut des Publikums machen wird, ist noch nicht gefunden. Um die Tragweite des Antrags von Bar zu würdigen, muß man sich gegenwärtig halten, daß der Starkstrom hunderttausendmal so stark ist, wie die Ströme, mit denen die Telegraphenverwaltung arbeitet. Die Starkströme können Menschen tödten, Eisen schmelzen, Feuerbrände erzeugen. Nun ist der Ausdruck „in sich selbst geschützt“ im Antrag von Bar sehr schön unverständlich. Ein technischer Schutz ist überhaupt nicht möglich. Der ganze Gegenstand ist schließlich nichts als eine reine Kostenfrage. Nehmen Sie die Anträge ab und verhalten

Sie dadurch, daß in diesen Bau die Berechtigung hinein- getragen werde. (Beifall rechts.)

Abg. Schrader (Str.): Welches Recht besitzt die Telegraphenverwaltung für ihre Leitungen auf den Straßen und unter der Erde? Diese Frage ist noch immer unbeantwortet. Das Recht, die Erde als Rückleitung zu benutzen, ist als ein ausschließliches Recht der Reichspost und Telegraphenverwaltung nirgends und niemals festgesetzt worden, praktisch steht dem die Fortsetzung der Verwaltung gegenüber, daß ihr unter allen Umständen das Verbot gebührt. Eine gerechte Behandlung der Interessenten verbietet nur unser Antrag. Wir stehen vor einer großartigen Entwicklung der Elektrizität, und wir sehen, daß die Maßnahmen der Verwaltung die Möglichkeit der Rückführung derselben für die Allgemeinheit auszu-schließen geeignet sind. Deshalb sollte man auch über die Verlegungen der Städte nicht so gleichgültig hinweggehen, die in der freien Verfügung über ihren Grund und Boden nicht gehindert sein wollen. Der Ausdruck „in sich selbst geschützt“ ist der terminus technicus in der Elektrizität, deshalb ist er von uns angewendet worden. Der Staatssekretär hat sich und sämtliche Beamte seines Ressorts als absolut unerschütterlich gestellt. Mit diesem Standpunkte ist natürlich schwer zu rechten. Nicht sowohl die Kostenfrage, als die Frage der Erleichterung der Aus-führung von Anlagen für die Städte ist hier die Hauptsache.

Abg. von Holtmar (So.): Obwohl wir an den gegenwärtigen Erträgen der Staatsgewalt keine besondere Freude und zu denselben kein besonderes Vertrauen haben, so haben wir doch jeder Zeit in dem Widerstreit zwischen dem privatkapitalistischen Interesse und dem allgemeinen Interesse und auf die Seite des Staates gestellt. Im vorliegenden Falle freilich glaube ich, daß der Streit zwischen Regierung und Kapital nicht lange dauern wird. Wenn Kurzen werden sie sich wieder in den Armen liegen. Indessen steht für uns das öffentliche Interesse, das telegraphische Nachrichtenwesen in erster Linie, und wir würden uns vielleicht auf die Seite des Staatssekretärs stellen, wenn er uns das nicht selbst durch seine Haltung unmöglich gemacht hätte. Es wird das Vertrauen gewährt, daß die Reichs-Telegraphenverwaltung die Allenverpflichtung über die Elektrizität und ihre Anwendung in Anspruch nehmen will. Wir glauben, daß bürokratischer Egoismus und einseitig fiskalisches Interesse bei der Post- und Telegraphenverwaltung in hervorragender Weise zum Ausdruck kommen. Gerade aus dieser Betonung einseitig fiskalischer Interessen können, ohne daß das Reich einen wirklichen Nutzen hat, der Privatindustrie auf dem Gebiete der Elektrizität schwere Schädigungen erwachsen. Die Entwicklung der Anwendung der Elektrizität darf vom Staate nicht gehindert werden. Daran ändert auch Nichts die Tatsache, daß zunächst die Elektrizität und andere Kräfte im Dienste des Privatkapitals stehen. Eine große Reihe von Gemeinden befindet sich im Besitze der elektrischen Kraft, und wenn sie auch vielfach dazu geschritten sind oder werden, die Ausbeutung dieser Motoren in den Dienst des Privatkapitals zu stellen, so steht es ihnen doch schon gegenwärtig frei, die elektrischen Kräfte selbst in Verwaltung zu nehmen, und insoweit dessen mehr im Interesse des allgemeinen Wohles zu wirtschaften. Der Staatssekretär sagte, daß wir ihm mit unseren Ausführungen nicht imponiert hätten. Sein Meinliches, alles Festhalten imponiert mir auch nicht. Stellt sich später heraus, daß der Selbstschutz der Leitungen doch unmöglich ist, dann werden wir gegenüber dem Herrn Staatssekretär kein Mittel haben, ihn dazu zu zwingen, später einen berechtigten Antrag in das Gesetz aufzunehmen. Lediglich kann ich auch einmal die Sache umkehren, die Telegraphenverwaltung kann Starkstromleitungen und die Privatindustrie Schwachstromleitungen anfragen, welche von den staatlichen Starkstromleitungen geführt werden. Alle diese Gründe bewegen uns, obwohl wir Vorkämpfer des Regals sind, hier, wo eine Vereinigung des öffentlichen Interesses nicht in Frage kommt, aber die großen Interessen einer ausbreitenden und auswachsenden Industrie in Frage stellen, für diejenigen Anträge zu stimmen, welche der Privatindustrie den weitgehendsten Schutz gewähren; in erster Linie stimmen wir für den Antrag von Bar.

Bei der Abstimmung ergibt sich, daß nur 171 Mitglieder statt der beschlußfähigen Mitgliederzahl von 199 Mitgliedern anwesend sind; es muß daher die Sitzung abgebrochen werden.

Nächste Sitzung Sonnabend 1 Uhr. (Martins-Glat.)

Aus der russischen Kolonie in Zürich.

Von Dr. A. Zug.
(Fortsetzung.)

Damit glaube Mera ihren besten Trumpf ausgespielt zu haben, denn sie wartete gar keine Entgegnung mehr ab, warf ihren Cigarettenstumpf empor auf den Fußboden und ließ sich beide stehen.

Wie war wirklich nicht schön, diese energische Befürworterin des proletarischen Gedankens in ihrer Proletarierstellung und mit ihrem Proletarieralltag, trotz ihrer regelmäßigen Geschäftstätigkeit. Der Schnitt ihres Kleides war nach meinem Dafürhalten genau der des untersten distrierten Damengewandes; nur durch einen um die Taille geschnittenen Berggürtel bekam es einigermassen Hagen; und das Muster des Kleides war das abschaulichste, das ich je zu Gesicht bekommen hatte: schmale blaue Streifen liefen immer in Gruppen zu vier oder sechs längs und quer und theilten das Kleid in eine Anzahl weißer und gestreifter Karrens mit unklaren Konturen. Die Augen hatten einem wech, wenn man das Kleid längere Zeit hindurch ansah; selbst nicht die modernen Mouffelinleiber mit der dunklen Strichschattierung vertragen so das Auge. Mit dem bläulichen Kleide kontrastierte unangenehm auffallend Mera's kurz geschnittenes rothes Haar. Die natürlich graziöse auch ihre Bewegungen waren, der Anzug verlor den ganzen Eindruck.

Mein Freund aber sagte, indem er eine kurze Handbewegung nach ihr zu machte: „Eine echte Nihilistin!“ Sie ist ihren Eltern davon gelassen, um ihre Ideen zu verwirklichen; sie lebt hier recht „Amteich“, denn ihre Eltern wollen nichts von ihr wissen.“

Jean Nikolajewitsch erzählt mir auch gleich ihre kurze, aber abenteuerliche Geschichte.

Mera's Eltern sind reiche Jorakliten in R... und besitzen dort ein blühendes Holzwaarengeschäft.

Sie wurde ganz in der orthodoxen Weise erzogen, welche den russischen Juden charakteristisch ist. Aber durch Vermittlung einer Freundin lernte sie einen Gymnasialisten kennen, der Nihilist und Sozial-revolutionär war. Dieser, Nikita Fedorowitsch Schmakow mit Namen, sollte noch eine bedeutsame Rolle in ihrem Leben spielen. Allwöchentlich kamen sie in der Wohnung ihrer Freundin zusammen. Es wurde dort russisch gesprochen; Mera verstand Anfangs nur den jüdisch-deutschen Jargon, der bei den russischen Juden Schrift- und Umgangssprache ist; nur sehr allmählich lernte sie russisch sprechen und es mangelhaft lesen. Aber sie war sehr stolz auf ihre neugewonnenen Kenntnisse; wenn sie jetzt durch die Straßen ging, las sie immer laut die russischen Aufschriften auf den Laden-schildern, um alle Passanten auf ihre „Bildung“ aufmerksam zu machen; freilich war Mera damals erst 16 Jahre alt.

Ein Jahr später las sie bereits in dem kleinen revolutionären Klub Tschernischewsky's „Was thun?“ — Allerdings zog sie der prächtende Reiz des Verbotenen immer noch mehr an, als die romantische Utopie und die utopischen Charaktere des Romanes, der einen so großen Einfluss auf die Entwicklung der revolutionären Ideen des jungen Russland ausgeübt hat. Einen unvergleichlich stärkeren Eindruck machte schon Turgeniew's „Väter und Söhne“ auf sie. Sie fühlte sich dem Charakter Bazarow's kongenial, nicht doch etwas Steppis in jedem Russen — die Sprachwörter mit ihrer Selbstverspottung, mit der Dosis Sarkasmus und Ironie in ihnen ahmten etwas von diesem Geist. Mera wollte Bazarow ähnlich werden, aber sie kopierte zunächst nur seine Neugierlichkeiten. Sie begann Cigaretten zu rauchen, gewohnte sich an, mit besonders lauter Stimme zu sprechen und widersprach bei jeder Gelegenheit, selbst wenn sie fühlte, daß sie nicht Recht hatte. Doch wer darf mit der Jugend rechten, Kleben für sie doch Jnhalt und Form zusammen. Und der Knabe, der jetzt mit dem Schwert von Holz und dem Schild von Pappe sich ein stolzer Ritter dünkt, er ahnt doch schon den Jnhalt, wenn er auch noch Begeisterung aus Neugierlichkeiten schöpft, und diese Begeisterung verinnerlicht sein Denken und läßt den Knaben zum Charakter austreten.

Nachdem Mera sich entschlossen hatte, in dem darauffolgenden Jahre trieb sie Mathematik, las Spencer's „Soziallogie“ und Dühring's „Kraft und Stoff“, aber sie begann nur Alles, ohne es zu beenden, weil sie immer noch Neuen jagte, weil sie Alles zugleich erfahren wollte und zu wenig Festigkeit, aber auch zu wenig systematische Schulung besaß, um sich selbst zu beschränken. Dazwischen machte sie Pläne für die revolutionäre Propaganda und beschloß ernstlich, im Auslande Medizin zu studieren. Dieser Entschluß reifte rascher bei ihr aus, je mehr ihre Eltern Versuche machten, sie zu verheirathen. Etwas jugendlicher Leichtsinns, der nicht ängstlich zögelt und wagt, erzielte ihre den Schritt, den sie ihre revolutionäre Ueberzeugung thun ließ. Sie bereitete sorgfältig ihre Flucht aus dem Elternhaus vor. Zuerst suchte sie sich Geld zu verschaffen. Es gelang ihr etwa 2000 Rubel zusammen zu bringen. Als sie am Tage der Flucht nur mit ihrem Dienstmädchen allein zu Haus war, kam ihr Freund, um ein Parteei Strümpfe zu kaufen. Sie ließ sich lange mit ihm unterhalten, sie wurden aber nicht handelsmäßig; ihr Freund verließ zum Schluß den Laden, das Dienstmädchen mußte den wider-wärtigen Käufer zurückholen — und endlich wurde der Kauf abgeschlossen. Nikita ließ dem Saal Strümpfe sofort mitnehmen, aber Strümpfe hatten nur oben an gelegen, unten waren die Habseligkeiten Mera's eingepackt, Kleider, Mäntel und Selbstzeug. Ehe ihre Mutter zurückgetreten war, hatte Mera das Haus ihrer Eltern für immer verlassen. Ihr Koffer wog ein wenig das Herz, als sie die Schwelle zum letzten Mal überschritt, aber der Gedanke an ihre Pflicht, die sie sich selbst ge-

Zur Tagesgeschichte. Deutsches Reich.

Dresden, 20. Februar.

Ueber die Unruhen in Berlin, von denen wir in voriger Nummer berichteten, über die sich aber aus den vielfach widerspruchsvollen Berichten gegnerischer Blätter kein klaren Bild gewinnen ließ, geben wir folgenden Ueberblick.

Nach einer Versammlung arbeitsloser Bauhandwerker in dem Saale der Brauerei Friedrichshain zogen am Donnerstag in der Mittagsstunde circa 1000 Menschen über den Alexanderplatz, die Königsstraße beim Rathhaus vorbei. Sie sollen die Arbeiter-Marschälle gesungen haben, bald Hurrah, bald „Brot und Arbeit“ geschrien haben. Zu einem Halt vor dem Schlosse kam es nicht; nach einigen Berichten sei die Menge von Schup-leuten vor dem Schlosse zurückgedrängt worden und denselben Weg wieder zurückgezogen, nach anderen Berichten sind sie am Schlosse vorbei die Linden entlang bis zur Charlottenstraße gelangt, wo ihnen ein hartes Aufgebot von Schup-leuten unter Führung mehrerer Polizeiführer entgegentrat und sie zerstreute, wobei es zu Verhaftungen und Stichen mit der steifen Klinge gekommen ist. Nach anderen Berichten hat sich der Zusammenstoß unabhängig von der ersten Demonstration abgespielt, als die neue Wache mit Musik aufzog, wie immer, von einer Schaar höchst zweifelhafter Gestalten begleitet. Das Ganze muß sich ziemlich kurz abgespielt haben; denn Personen, die zwischen 2 und 3 Uhr die Linden und den Schloßplatz passierten, haben nichts mehr bemerkt.

Am Abend des Donnerstag erneuten sich die Menschenansammlungen und Unruhen. Am Brandenburger Thore sammelten sich einige Hunderte Menschen, die unter einander in Schlägerei gerieten und von der Polizei zerstreut wurden. Ein weiterer Zusammenstoß mit der Polizei fand am Nachmittag gegen 5 Uhr im Arbeits-Nachweid-bureau am Alexanderplatz, dicht am Polizei-Präsidium, statt. Die Polizei schritt ein, drängte die Erregten hinaus und schloß das Bureau und die benachbarte Wärmehalle. Die etwa 1000 Köpfe starke Menge bewegte sich darauf, die Königsstraße entlang, am Rathhaus vorbei. Rufe: „Arbeiten! Wir wollen Arbeit, wir wollen Brot haben.“ An der Ecke der Spandauerstraße wurden sie zerstreut.

Schlimmer aber als hier ging es im Osten Berlins in den Abendstunden zu. Es steht fest, daß an verschiedenen Stellen, namentlich in der Blumenstraße, Landbergstraße, Rypenitzerstraße und Grünen Weg eine Anzahl Läden, die vor der tumultirenden Menge nicht schnell genug schließen konnten, durch Zerschlagen von Fenstern, Thüren, Giebelwänden schwerer Steine demoliert worden sind, darunter Bäckerei, Fleischer- und Kleiderläden, und daß dabei leicht erreichbare Gegenstände geraubt wurden. Das Hauptlokal der Erregten bildete der Janhofel, der bei allen Kadavergebeiten sofort zur Hand ist. Die Polizei hatte vielfach einen schweren Stand. Von den Neubauten in der Marxflusstraße aus wurde sie mit Steinen bombardiert. Einzelne Polizeibeamte haben Verletzungen davongetragen. Die Schutzmannschaft war in voller Stärke versammelt, auch die Nacht über. 60 bis 100 Verhaftungen wurden vorgenommen. In den späteren Abendstunden war die Ruhe wieder hergestellt; nur im Friedrichshain sollen noch um Mitternacht Tumulte stattgefunden haben.

Am Freitag haben sich die Zusammen-

rottungen wiederholt. Hauptächlich kam es beim Ausgehen der Wache Unter den Linden und am dem Schloßplatz wieder zum Zusammenstoß zwischen Polizei und Waffengängern.

Die Schutzleute sahen sich genöthigt, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, und es wurden mehrere Verhaftungen vorgenommen. Bei dieser Gelegenheit sind auch ein paar Personen verletzt worden, ein Mann so erheblich, daß er nach der Sanitätswache getragen werden mußte. Das Gedränge Unter den Linden nahm in den ersten Nachmittagsstunden noch erheblich zu und allenthalben unruhigende Gerüchte waren im Umlauf, die sich bald als grundlos erwiesen. So erzählte man sich unter Anderem, daß ein Trupp Erregten versucht habe, unter Rußen nach Brot und Arbeit in das Palais der Kaiserin Friedrich zu bringen, und daß die Betreffenden von den vor dem Palais aufgestellten Schutzleuten ziemlich arg zugerichtet worden seien. Dieses Gerücht entbehrt der Begründung, doch ist es in der Nähe des Palais zu einigen kleinen Zusammenstößen gekommen. Polizei und Wache getrieben auch während des Aufzuges der Wache auf der Schloßbrücke in ein Dand-gemeine, als ein Theil der Erregten nach dem Kravall vor der Kommandantur versuchte, aber die abgesperrte Schloßbrücke den Pfad vor dem Lustgarten und die Schloßfreiheit zu erreichen.

Nach in den übrigen Theilen der Stadt kamen kleinere Meutereien vor; überall herrschte Erregung und Unruhe, aber es geschah nichts, was zu der Erwartung Anlaß gab, daß die Unruhen sich vermehren könnten. Von den Verhafteten wurden die meisten wieder entlassen, 10 bis 11 Personen blieben in Haft und soll ihnen wegen Landfriedensbruchs und Aufreiß der Project gemacht werden; eine Person soll wegen Majestätsbeleidigung verhaftet sein.

Jedenfalls steht fest, daß die organisierte Arbeiterschaft Berlins in keiner Weise an den Kravallen theilgenommen hat und daß es nichts Ungeheureres geben kann, als wenn dieselben, wie es von Seiten vieler gegnerischer Blätter geschieht, als eine mittelbare oder unmittelbare Folge „sozialistischer Exzesse“ hingestellt werden. Im Gegentheil ist es lediglich der Sozialdemokratie zu verdanken, daß nicht weitere Kreise des Proletariats sich in der Verzweiflung über die heutige Nothlage, zu Putschen hinreißen lassen. Die Sozialdemokratie weiß, daß durch solcherlei Kravalle für die Arbeiterklasse nichts Günstigeres erreicht werden kann, es sei denn eine weitere Verneuerung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse.

Die sozialdemokratischen Mitglieder des Berliner Stadtverordnetenkollegiums haben den für die Lage der Dinge einzig richtigen Schritt getan, eine Abhilfe des Nothstandes von der herrschenden Klasse zu erlangen. Nur durch einschneidende Hilfsmaßregeln, wie sie seit Monaten von denselben im Rathhause bestritten wurden, hauptsächlich durch Inangriffnahme umfassender städtischer Bau- und Erdbarbeiten, konnte der gegenwärtige Nothstand einigermaßen gemildert werden. Deshalb wurde von denselben folgender dringlicher Antrag eingebracht und die schleunigste Einberufung einer außerordentlichen Sitzung beantragt: „Die Stadtverordneten-Versammlung wolle beschließen, den Magistrat zu ersuchen:

„Schnellst durch Inangriffnahme städtischer Erd- und Bauarbeiten dafür Sorge zu tragen, daß die in Berlin befindlichen Arbeitlosen sofort Beschäftigung erhalten.“

Was thut aber der freisinnige Stadtverordnen-

seht, an ihre revolutionäre Sendung dränge jede un-chagliche Empfindung zurück.

Mera wandte sich zunächst nach Paris; freilich erst, nachdem sie 200 Rubel von ihrem Gelde zur Beschaffung eines solchen Postes eingeholt hatte. Auf der Reise hatte sie wegen ihrer mangelnden Sprachkenntnisse eine Menge von kleinen Woffschens-fällen zu begeben, aber sie gelangte nach einigen unabsichtlichen Umwegen endlich doch nach Paris.

Nun war Mera am Ziel ihrer Wünsch, am Heerd der russischen revolutionären Bewegung. Mit ihrem ganzen Enthusiasmus, mit Feueres stürzte sie sich auf die Förderung der Bewegung. Freilich fand ihr Exponentrang zunächst keine andere Betätigung als die Theilnahme an revolutionären Zusammenkünften. Die verschiedenartigen Theorien, die modernen Probleme der Naturwissenschaften und Soziologie drangen in den Debatten auf sie ein, ohne daß sie bei ihrer so lächerhaften Vorbildung im Stande gewesen wäre, aus dem Dalkoff von Tschafschin, aus dem Haufen ungeordneter Kenntnisse ein selbstständiges Geleitet herauszubekommen, um das sie Tschafschin und Theorien zu einem wohlgerundeten Bilde der Erkenntnis hätte gruppieren können. Sie hatte noch zu wenig Urtheilsfähigkeit, um Hypothesen und Thatsachen von einander zu trennen und so trat denn an Stelle einer klaren Einsicht in klarer Doktrinismus, der sie Menschen, Gesellschaft und Ereignisse nur rein schematisch beurtheilten ließ.

Sogar in ihrer Liebe war Mera doktrinär. Sie hatte einen jungen Landmann kennen gelernt, der gleich ihr mit derselben Begeisterung den revolutionären Ideen des Sozialismus anhing. Ihr Ruß und ihre unbesugame Entschlossenheit, ihre Strupel-lostigkeit, die nichts von der Erreichung ihres Zieles abschreckte, hatten sie ihm anziehend erscheinen lassen. Die jungen Leute liebten sich bald. — Mera konnte und wollte keine Vorurtheile kennen. Auch die Sanktionierung der Ehe durch den Staat erschien